

# «Wo kommt das alles her, wieso sind wir nicht glücklich, wo ist wann was mit uns schiefgelaufen?»

Eine Maturandin liest uns die Leviten.

TEXT

RONJA FANKHAUSER

Ich bin mit dem Gedanken, dass grundsätzlich nichts lange so bleibt, wie es ist, aufgewachsen. Katastrophe nach Innovation nach Katastrophe. 9/11, iPhone, die Finanzkrise, Instagram, 2012 geht die Welt nicht unter, 2015 kommt Virtual Reality, und ein Jahr später wird Trump in den USA Präsident, dann der Anschlag auf Paris, die Welt brennt, wir streiken und warnen vor der Klimakatastrophe, der Amazonas brennt, Australien brennt, keiner hört uns, wieder.

Die Pandemie ist, für mich und viele meiner Gleichaltrigen, nur das nächste Kapitel in dem dystopischen Actionroman, der unser Leben ist – da ist kaum Schock oder Panik, wir scrollen einfach weiter, #stayathome, erklären unseren Eltern und Lehrpersonen, wie das mit dem Videocall funktioniert. Es ist nicht meine Generation, die Panik schiebt, und es ist auch nicht meine Generation, die nicht an den Virus glaubt und trotzdem nach draussen geht, es ist meine Generation, die einfach irgendwie weitermacht, so, wie wirs schon immer gemacht haben, so, wie wirs auch in der Zukunft machen werden, wenn der Klimawandel und die Wirtschaft irgendwann kippen, wenn das Wasser knapp wird und Sommer und Winter verschmelzen.

Während unsere Eltern als Jugendliche in der Zeitung gelesen haben, was gestern in ihrer Stadt und letzte Woche auf ihrem Kontinent passiert ist, verschafft das Internet uns Zugang zu allem. Sofort, überall, immer. Schiessereien werden live übertragen, Kriegserklärungen über Twitter gemacht, in den Feeds mischen sich Posts über Softwareupdates mit Storys von sexuellen Übergriffen.

Alle paar Monate kommt eine neue Krise und mit jeder Krise ein Hashtag. Der ständige Wechsel ist Routine, und wir passen uns jeder Veränderung an, ohne mit der Wimper zu zucken. Dabei geht es uns nicht besonders gut und nicht besonders schlecht. Das mit dem Leiden auf der Welt ist schon unange-

nehm, und das mit Beziehungen und Liebe irgendwie auch schwierig, die Sache mit dem Selbstvertrauen und die Berufsentscheidungen, die wir in der achten Klasse treffen mussten, und die Medienideale, wie lange haben wir die eigentlich schon internalisiert, die Plakatbilder, die Scham, den Konsumdrang? Manche von uns versuchen, sich davon zu lösen. Ich versuche, mich davon zu lösen. Ich denke: Wo kommt das alles her, wieso sind wir nicht glücklich, wo ist wann was mit uns schiefgelaufen?

Wir gehen durch den Wald aus jungen Weiden, der aus dem Sand am Flussufer spriesst, und putzen uns die Zähne. Es ist früh, wir haben im Kofferraum des Autos geschlafen, und mein Rücken tut weh. «Hier waren wir immer schwimmen, als ich ein Kind war», sage ich an meiner Zahnbürste vorbei zu A und M, «ich kann mich noch erinnern, als der Wald noch nicht da war. Der ist einfach plötzlich gewachsen.» Ich gehe am Wasser in die Hocke. Der Fluss ist so klar, dass ich bis auf den Grund sehen kann, und die Vögel in den Ästen um uns zu laut und zu schrill, um harmonisch zu sein. M stellt sich neben mich, sieht zu, wie ich in den Bach spucke, meint: «Die scheiss Zahnpasta ist nicht biologisch abbaubar», und spuckt dann trotzdem auch. Der weisse Schaum löst sich in der Strömung auf. A schluckt.

«Als ihr Kinder wart», fragt M langsam, «wie dachtet ihr da, dass ihr werdet, wenn ihr mal erwachsen seid?»

Ich schwenke meine Zahnbürste im Bach aus und stecke sie mir dann zurück in den Mund, kalt vom Flusswasser, sage: «Keine Ahnung» und: «Hm, also –» und: «Irgendwie dachte ich schon, dass ich so werde, wie ich jetzt bin, glaube ich.»

«Die ganze Zeit?», fragt M.

«Was?» frage ich.

«Dachtest du das die ganze Zeit, dass du so wirst, wie du –» —>



Selbstporträt der Autorin.

DAS MAGAZIN N° 24 — 2020

DAS MAGAZIN N° 24 — 2020 ILLUSTRATION: SELBSTPORTRÄT RONJA FANKHAUSER

«Nein, nein, logisch war ich – so als Jugendliche, da war doch eh alles komisch, und – aber jetzt bin ich wieder mehr – wie vorher, glaube ich. Weisst du, was ich meine?» M zuckt mit den Schultern. A nickt. «Geht mir auch so.»

«Ja?»

«Ja. Komisch, oder? Und es ist schön, jetzt wieder Kind sein zu können, manchmal, aber der Gedanke macht mich auch wütend, irgendwie –»

«Wieso?», meint M. «Weil du dazwischen mal anders sein musstest?»

«Ja. Weil ich einen Umweg gegangen bin.»

«Kommt mir vor, als hätte ich so einen Aussetzer gehabt, in der Oberstufe», erkläre ich, «und kommt mir vor wie verschwendete Zeit.» Ich halte inne und kaue auf meiner Zahnbürste herum. «Dabei weiss ich, dass ich ja auch draus gelernt hab, dass ichs vielleicht einfach gebraucht hab, so schlimms auch war, aber trotzdem –» Der Satz hängt in der Luft.

«Trotzdem schmerzhaft, irgendwie», findet A und hält mir eine Hand hin. Ich nehme sie, A zieht mich hoch, zurück zwischen die Weiden. «Hm», sagt M und dann, zu mir: «Du kaust schon wieder deine Zahnbürste kaputt.» Ich ziehe die Zahnbürste aus meinem Mund und starre sie an. Die Borsten sind ausgefranst. Wir gehen zurück zum Auto.

Wer das Gymnasium besucht, beschäftigt sich spätestens in der Sekunda mit der Maturaarbeit. Die Maturaarbeit zu schreiben, sagen uns die aus der Klasse über uns, ist beschissen. Sie nennen uns die Lehrpersonen, die wir nicht fürs Mentorat wählen sollen, empfehlen uns diejenigen, die schon viel Erfahrungen mit Maturaarbeiten haben. Schreibt einen Zeitplan, sagen sie, Stress werdet ihr so oder so haben, viel Spass. Die Maturaarbeit zu schreiben, sagen uns die Lehrpersonen, ist eine fantastische Erfahrung. Sie teilen uns Theorieblätter aus mit Bewertungskriterien und Konzepttabellen, das Wichtigste ist, ein Konzept zu schreiben, empfehlen sie, viel Glück. Ich überfliege die Dossiers. Viel Glück. Dann wähle ich eine Dozentin vom Literaturinstitut als Mentorin, die noch nie in ihrem Leben eine Maturaarbeit betreut hat, und verliere die Tabelle mit dem Zeitplan. Dann verschiebe ich den Termin fürs Konzept immer weiter nach hinten, bis er endlich vergessen geht. Dann erstelle ich ein Dokument, Titel: Maturaarbeit, und dann fange ich an zu schreiben.

Ich schreibe: Wo kommt das alles her, wieso sind wir nicht glücklich, wo ist wann was mit uns schiefgelaufen? Und dann schreibe ich über Teenager. Ich kenne mich weder mit Erziehungspsychologie noch mit Pädagogik oder Soziologie aus, habe nie mit Jugendlichen gearbeitet, nie unterrichtet, nie erzogen, als ich mithilfe von Studien und wissenschaftlichen Arbeiten versuchte, mich in das Thema einzulesen, habe ich die meisten Fremdwörter nicht verstanden.

Ich bin im Gymnasium, ich bin unterqualifiziert. Aber gegenüber der Forschung habe ich einen, entscheidenden, Vorteil: Ich kann mich erinnern. Ich gehöre noch dazu, fast. Ich weiss noch, wie ich ein Kind war und dann plötzlich nicht mehr, und dann kein Zurück, und dann eine Phase, in der ich mich an alles geklammert habe, was mir irgendwie gegeben wurde, jeder Input. Ich merke, wie ich jetzt manchmal nichts sage, weil ich daran denke, wie mir damals keiner zuhörte, ich merke, dass damals vielleicht was mit mir schiefgelaufen ist, und ich frage mich, warum. Dann frage ich andere. Ich frage:

«Wie ging es dir, als du in der Oberstufe warst?»

«Keine Ahnung. War scheisse. Wieso?»

«Für meine Maturaarbeit.»

«Wie?»

«Ich dachte, ich rede mal mit ein paar Menschen darüber, wies ihnen damals ging. Für meine Maturaarbeit.»

«Was ist dein Konzept?»

«Das – das weiss ich noch nicht. Irgendwie gehts wohl um, ehm, darum, wies uns damals ging, halt, und wie uns das heute beeinflusst. Oder so.»

«Ich dachte, wir müssen ein Konzept haben.»

«Kannst du nicht einfach meine Frage beantworten?»

«Ja, ja, lass mich nachdenken. Ich hab das aus meiner Erinnerung gestrichen, glaub ich –»

«– du musst nicht drüber reden. Wenn du nicht willst, meine ich.»

«Doch, doch. Ich will, also, ich kann. Aber hast du – Interviewfragen oder so?»

«Nein.»

«Wir haben ein Dossier gekriegt, wo das drinsteht. Also, wie wir gute Interviews führen können, für die Maturaarbeit –»

«Ich weiss, das – das hab ich verloren. Sowieso, das ist kein Interview. Ich will nicht – ich nehm das nicht auf oder so – du kannst vergessen, dass das für die Arbeit ist, und ausserdem interessiert mich das ja auch so, ich – ich will lieber einfach reden. Ich will lieber, dass du einfach ein bisschen erzählst. Ist das okay?»

«Oh. Ich meine, ja, klar.»

«Danke.»

«Also. In der Siebten – ich war zwölf, glaube ich, da, oder dreizehn? Und am ersten Schultag – ich bin mir nicht sicher, ich müsste nachsehen, ehm... kann ich nachsehen?»

«Was nachsehen? Wo?»

«In meinem Tagebuch?»

«In deinem –»

«In meinem Tagebuch von damals. Da steht alles drin. Ich kanns dir zeigen, wenn du willst.»

Ich führe Gespräche. Ich rede mit Menschen, die mir nah sind, mit Fremden, mit meiner Mutter und

mit meiner Psychologin – sie tragen alle denselben Gesichtsausdruck, wenn ich sie nach der Oberstufe frage, bleiben kurz nachdenklich still, und in die Stille hinein sage ich: Du musst nicht, wenn du nicht willst, ich weiss, dass es schwer sein kann, über die Vergangenheit zu sprechen, von dieser Zwischenzeit, als du weder Kind noch erwachsen warst, ich weiss, wie persönlich das ist, wie weit weg, hinter wie vielen Türen verborgen. Dann erzählen sie, und sie erzählen so, als wären sie fast froh, dass ihnen plötzlich zugehört wird, tauschen ihre Erfahrungen mit mir aus und erlauben mir, darüber zu schreiben.

Sechs Menschen zeigen mir ihr Tagebuch von damals. Der Vertrauensbeweis überrascht mich jedes Mal, ich erwarte immer ein Nein, wenn ich danach frage. Nein, das ist zu privat, sorry – das ist das, glaube ich, was ich selber antworten würde, auf diese Frage. Stattdessen heisst es: Ich weiss nicht so recht, und dann: Okay, gib mir einfach wieder zurück, wenn du fertig bist, und plötzlich steht ein Stapel fremder Tagebücher neben meinem Bett. TopModel, Diddl, MonsterHigh, Hannah Montana, pink und hellblau mit Blumen und Herzen und Zeichnungen von aufgeschlitzten Handgelenken auf den bunt liierten Seiten. Neben denjenigen, die die Einträge verfasst haben, bin ich oft die erste Person, welche die Zeilen liest, und es fühlt sich manchmal falsch an, obschon ich weiss, das ich nichts ohne Einverständnis tue.

Ich schliesse die kleinen Herzschlösser mit den dazugehörigen Schlüsselchen auf, Top Secret, Don't Touch, und ich blättere weiter, auch wenn da steht: Fass das nicht an, wenn du nicht ich bist, ich entschuldige mich leise bei den Kindern von damals, dafür, dass ich ihnen ihre Geheimnisse und Geschichten stehle, abtippe und einscane in ein Dokument, mit der Gegenwart vergleiche.

Beim Schreiben nimmt mich manchmal wunder, was sie sagen würden, die Kinder von damals, wenn sie wüssten, was ich mit ihren Erfahrungen mache, dass ich sie aufschreibe, beschreibe, ich frage mich, ob es sie stören würde oder ob es eine Hilfe wäre, das Versprechen, irgendwann gesehen zu werden, die Idee, dass ihre Geschichten gelesen werden, in der Zukunft. Als ich einwillige, die Arbeit als Buch zu veröffentlichen, frage ich die Menschen, deren Tagebücher darin zitiert sind, noch einmal, ob sie einverstanden sind, und sie sagen Ja, und ich frage, bist du dir wirklich sicher?, und sie sagen Ja, ich bin wirklich sicher. Ich denke an den Horror, den ein Teenager verspürt beim Gedanken, dass sein Tagebuch öffentlich wird, lesbar für alle, den Horror, den ich selber damals verspürt habe. Im Text sind alle Namen anonymisiert, alle ausser meinem eigenen.

Wenn ich mit denjenigen durch die Tagebücher blättere, die sie geschrieben haben, dann lachen wir

meistens über die Dramatik, wie konnte ich damals so sein?, sagen sie zu mir, so ein Theater. Romanze nach Romanze nach gebrochenem Herzen, schlechte Schulnoten, Beliebtheit und Tränen und Verzweiflung und Schnitte und Geheimnisse. Wenn ich die Einträge allein lese, machen sie mich vor allem traurig. Damals war alles so intensiv, das Ende einer Zwei-Monate-Beziehung war ein Nahtoderlebnis.

Die Jugend, heisst es immer, ist halt so. Teenager, sagen die Eltern zueinander, ihr wisst ja, und wer versteht die schon, meine sind jetzt grad in dieser Phase, in dieser einen, aber gut, das geht vorbei, das sind die Hormone, ich wünschte nur, sie würden die Zimmertür nicht immer so laut schletzen. Sie haben recht: Es geht tatsächlich vorbei.

Trauer und Wut und Verzweiflung gehen immer irgendwann vorbei, Gefühle sind immer Phasen, nicht nur, wenn wir jung sind, aber wenn wir jung sind, gewöhnen wir uns Strategien an, wie wir damit umzugehen haben. Und wenn wir als Teenager lernen, dass unsere Sorgen nicht echt sind, wenn unsere Gefühle nicht ernst genommen und als Überdramatisierung abgetan werden, dann merken wir uns das. Wenn wir von den anderen Jugendlichen der Klasse nur angenommen werden, wenn wir so aussehen wie die Stars in den Magazinen, wenn uns die Medien sagen, dass wir nur mit der einen wahren Liebe glücklich sein können, dann merken wir uns das. Wenn im Hintergrund der Fernseher Kriegsmeldung nach Smartphonewerbung nach Kriegsmeldung zeigt und keiner dem Beachtung zu schenken scheint, dann merken wir uns das. Wenn wir lernen, wie Mitochondrien funktionieren, aber nicht, wie wir uns gegen das, was uns stört, wehren können, dann bleibt das. Wir stumpfen ab, passen uns an, schweigen. Dann sind wir erwachsen, und wir möchten nicht mehr darüber nachdenken, wie es uns mit vierzehn ging, wir möchten nicht wissen, welche Gewohnheiten wir übernommen haben, wir haben nie gelernt, wie wir uns selber reflektieren können. Wir kriegen einen Job und eine Ehe und Kinder, die wir wieder genau so behandeln, wie wir behandelt wurden.

Menschen, denen es nicht besonders schlecht geht, nicht besonders gut, an denen Katastrophe nach Katastrophe vorbeiziehen wird, bis es keine Katastrophen mehr geben kann – oder bis irgendwer den Kreislauf bricht. DM

RONJA FANKHAUSER ist Schülerin am Gymnasium Hofwil in Münchenbuchsee. Von ihr ist dieser Tage im Verlag Lokwerk «Tagebuchtage Tagebuchnächte. Übers Erwachsenwerden» erschienen. Das Buch ist ihre Maturaarbeit, über die sie in diesem Text schreibt. redaktion@dasmagazin.ch